

Ernst Ziegler

ARTHUR SCHOPENHAUER

Seine Reisen an Rhein und Bodensee

Arthur Schopenhauer wurde am 22. Februar 1788 in Danzig als Sohn von Heinrich Floris Schopenhauer (1747–1805) und Johanna Henriette Trosiener (1766–1838) geboren. Zehn Jahre später kam seine Schwester Louise Adelaide Lavinia (1797–1849), genannt Adele, zur Welt. Im selben Jahr 1797 schickte der Vater Arthur nach Le Havre, wo er zwei Jahre lang Französisch lernen musste. In einem Brief bittet der Vater Arthur, brav das Einmaleins in französischer Sprache zu lernen, und die Mutter schrieb ihm am 8. April 1799: »Mache nur jetzt noch guten Gebrauch von der Zeit, denn, wie ich Dir schon in meinem letzten Brief schrieb, Du wirst nicht mehr lange in Frankreich seyn. Dein Vater erlaubt Dir die eilfenbeinerne Flöte für einen Louisd'or zu kauffen; ich hoffe daß Du einsiehst wie gut er gegen Dich ist, er bittet sich dagegen aus, daß Du Dir daß einmaleins recht angelegen seyn läßt. Das ist nun wohl das Wenigste was Du thun kannst, um ihm auch zu zeigen wie gerne Du alles thust was er wünscht.«¹

JUGEND

Die Eltern waren 1793 von Danzig nach Hamburg gezogen, wo Arthur nach seiner Rückkehr aus Frankreich fast vier Jahre lang eine Privatschule besuchte. – Von 1800 bis 1804 durfte der junge Schopenhauer mit seinen Eltern zuerst von Hamburg aus nach Karlsbad und Prag und später, als er 16 Jahre alt war, durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz, Österreich, Schlesien und Preussen reisen. Vom 30. Juni bis zum 20. September 1803 lernte er in der Pension des Reverend Thomas Lancaster in Wimbledon Englisch, während seine Eltern durch Schottland reisten. In einem Brief aus Edinburgh vom 26. Juli 1803 verlangte der Vater von seinem Sohn, er müsse »in gantzer Vollkommenheit« schreiben lernen, und er wünschte, dass er sich »der besten und deutlichsten teutschen Handschrift« befleissige; seine Mutter ermahnte ihn 1803, die Zeit nützlich anzuwenden »mit zwey Schreibstunden den Tag«.²

Eine 1805 begonnene Kaufmannslehre gab Schopenhauer auf, um während zweier Jahre Gymnasialunterricht in Gotha und Weimar zu absolvieren. In seinem von ihm 1819

verfassten Lebenslauf schrieb er, weitaus am meisten hätten ihn die alten Sprachen beschäftigt: »Dieses unablässige Lesen der griechischen und römischen Klassiker habe ich auch später während meiner ganzen Universitätszeit gewissenhaft fortgesetzt, indem ich demselben täglich zwei Stunden widmete.«³ Ohne Zweifel wurde – wie Schopenhauer zurecht rühmte – »durch dieses andauern fortgesetzte Lesen der alten Autoren, besonders der griechischen Philosophen«, seine deutsche Schreibart und sein Stil »wesentlich gefördert, verbessert und gereinigt«.⁴

STUDIUM

Im Oktober 1809 begann Arthur Schopenhauer in Göttingen Medizin zu studieren; er gab dann aber die Medizin auf und wechselte zur philosophischen Fakultät. Im Herbst 1811 zog er nach Berlin, wo er an der 1810 errichteten Friedrich-Wilhelms-Universität philosophische sowie historische, medizinische und naturwissenschaftliche Studien betrieb. Er hörte Vorlesungen beim Philosophen Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) und beim Physiker Paul Erman (1764–1851), der sich u. a. um die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus verdient gemacht hat. (1816/17 wurden in Berlin zwei Anhänger des sogenannten »Tierischen Magnetismus« (Magnetotherapie, Vorform der Hypnosebehandlung) auf ordentliche Lehrstühle für Medizin berufen. Schopenhauer hat bekanntlich die Entwicklung dieser »Wissenschaft« aufmerksam verfolgt: schon 1815 finden sich eine Notiz über den »magnetischen Schlaf« und eine längere »Andeutung einer Erklärung des Thierischen Magnetismus«.⁵ In seiner 1836 erschienenen Schrift »Ueber den Willen in der Natur« ist dann ein ganzes Kapitel mit »Animalischer Magnetismus und Magie« überschrieben.) Weiter besuchte er Vorlesungen beim Philosophen Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768–1834) und beim Altertumsforscher Friedrich August Wolf (1759–1824). Ueber Schopenhauers höchst vielseitiges und anspruchsvolles Universitätsstudium geben seine Vorlesungshefte, die Kollegnachschriften und die Studienhefte Auskunft.⁶

Im Mai 1813 vertrieben Kriegsunruhen Schopenhauer aus Berlin; über Dresden, Weimar und Jena ging er nach Rudolstadt an der Saale, wo er den Sommer über blieb und in einem Gasthause die in Berlin begonnene Dissertation beendete. Schon im Oktober erwarb er an der Universität Jena mit der »elementarphilosophischen Abhandlung« »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« die Doktorwürde. (Die erste Auflage erschien 1813 in Rudolstadt, die zweite, »sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage« 1847 in Frankfurt am Main.)

DIE WELT ALS WILLE UND VORSTELLUNG

Den Winter 1813/14 verbrachte Schopenhauer in Weimar, wo er die Freundschaft und den »vertrauten Umgang« Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) genoss; in vielen Gesprächen konnte er mit dem Dichter über die Farbenlehre und über »alle möglichen philosophischen Gegenstände« diskutieren.⁷ Im Frühjahr 1814 zog er nach Dresden und verfasste die Abhandlung »Ueber das Sehn und die Farben« – »eine neue Theorie der Farbe, die schon am Ausgangspunkte von allen bisherigen sich gänzlich entfernt«; sie wurde 1816 in Leipzig gedruckt.⁸ Im August 1818 schrieb Schopenhauer in Dresden die Vorrede zu seinem Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung: Vier Bücher, nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält«. An diesem seinem Hauptwerk hatte er »fünf Jahre lang anhaltend gearbeitet«; es wurde 1819 ebenfalls in Leipzig gedruckt (zweite Auflage 1844, dritte Auflage 1859) – und war ein totaler geschäftlicher Misserfolg!⁹

HABILITATION

»Nach elfjähriger fortgesetzter wissenschaftlicher Tätigkeit«, beschloss er, sich in Italien zu erholen; fast vier Monate lang weilte er in Rom. Nachdem er elf Monate auf Reisen zugebracht hatte, kehrte er im August 1819 über den Gotthard und durch die Schweiz nach Dresden zurück.¹⁰

Nach seiner Italienreise beschloss Schopenhauer, sich als Privatdozent in Berlin zu habilitieren und richtete Ende 1819 aus Dresden ein Gesuch an die Philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität »in der Philosophie und deren sämtlichen Zweigen Lehrvorträge« halten zu dürfen. Gleichzeitig reichte er seine bis dahin veröffentlichten Schriften ein, seine Dissertation, die Abhandlung über das Sehen und die Farben sowie »Die Welt als Wille und Vorstellung«. Am 23. März 1820 hielt er seine Probevorlesung »Ueber die vier verschiedenen Arten der Ursachen«.¹¹ – War der junge Dozent schon in der Disputation nach der Probevorlesung mit dem berühmten Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) zusammengestossen, hatte er den Mut, seine Vorlesung im Sommersemester 1820 (und auch die späteren) über »Die gesamte Philosophie oder die Lehre vom Wesen der Welt und dem menschlichen Geiste« demonstrativ auf die Stunden von Hegels Hauptkollegium anzusetzen. Bis zum Sommer 1822 kündigte er noch vier weitere Vorlesungen an, von denen jedoch keine zustande kam.¹²

ITALIEN UND MÜNCHEN

Vom September 1822 bis Mai 1823 hielt sich der Philosoph wieder in Italien auf, wo er in Florenz die Kunstwerke »recht mit Muße« studierte.¹³ Er schrieb seinem Jugendfreund Friedrich Gotthilf Osann (1794–1858) Ende Oktober 1822 aus Florenz, er habe sich »von der langen und schönen Schweizerreise, die herrliche Erinnerungen zurückläßt«, in Mailand ausgeruht und lebe jetzt wieder »unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüther hat: am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Minen: sie kommt von ihrer Gesundheit und diese vom Klima: dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäcke: sie sind fein und schlau und wissen sogar sobald sie wollen brav und ehrlich auszusehn, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schaamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt. [...] Mit Italien lebt man wie mit einer Geliebten, heute im heftigen Zank, Morgen in Anbetung: – mit Teutschland wie mit einer Hausfrau, ohne großen Zorn und ohne große Liebe.«¹⁴

Auf seiner Rückreise aus Italien erkrankte Schopenhauer 1823 in München, wo er deswegen fast ein Jahr lang festgehalten wurde. Seinem Freund meldete er am 21. Mai 1824 aus München: »Vor einem Jahre kam ich hieher, und etwa 6 Wochen darauf, als ich weiter wollte, fieng eine Verkettung von Krankheiten an, die mich den ganzen Winter hier fest gehalten hat. Hämorrhoiden mit Fistel, Gicht, Nervenübel succedirten sich: ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt, aber noch so nervenschwach, daß ich, vor Zittern der Hände, erst jetzt Ihren Brief und zwar mit vieler Mühe beantworten kann, mich matt dahinschleppe und bei Tage einschlafe: dabei ist das rechte Ohr ganz taub. Allen diesen Uebeln soll das berühmte Bad Gastein in Süd-Oestreich abhelfen, dahin ich in ein Paar Tagen abgehe: es soll das wirksamste Bad in der Welt seyn. Man erzählt Wunder davon. Nach der Badekur muß ich hieher zurück, werde mich aber in diesem Höllenklima dann nicht wieder aufhalten, sondern an den Rhein gehen, dort den Sommer und die Wiederkehr meiner Kräfte zu genießen.«¹⁵

BERLIN

Nach dieser dreijährigen Reise kehrte Schopenhauer nach Berlin zurück, wo er im Wintersemester 1826/27 wieder eine Vorlesung zu halten gedachte: »Die Grundlegung zur Philosophie, begreifend Dianoeologie und Logik oder die Theorie der gesammten Erkenntniß«, zweimal wöchentlich von zwölf bis ein Uhr. Diese Vorlesung kam so wenig zustande wie die folgenden zehn jeweils noch angekündigten, und Schopenhauers akademische Laufbahn endete nach zehnjährigem Bemühen erfolglos. Im August 1831

flüchtete er vor der Cholera aus Berlin nach Frankfurt am Main und zog dann Mitte Juli 1832 versuchsweise nach Mannheim, wo er bis Anfang Juli 1833 blieb.¹⁶

FRANKFURT AM MAIN

Im Juli 1833 liess sich Arthur Schopenhauer definitiv im »Klatschneest« Frankfurt am Main nieder, wo er den Rest seiner Tage blieb. »Klima, Gegend, auch Theater und kleine Bequemlichkeiten sind hier ungleich besser als in Mannheim, die Gesellschaft hingegen ungleich schlechter: aber ich lebe als Einsiedler, ganz und gar nur mit meinen Studien und Arbeiten beschäftigt«, berichtete er Ende Mai 1835 seinem Bevollmächtigten in Danzig Carl Wilhelm Labes (geb. um 1790).¹⁷ Und im Dezember 1835 meldete er seiner Schwester, er arbeite seit fünf Monaten täglich drei bis vier Stunden an einer kleinen Abhandlung (Ueber den Willen in der Natur) und ihm gefalle der Rhein, »weil ich bloß aufs Physische, Klima, Wohlfeilheit und Bequemlichkeit sehe: Frankfurt ist a comfortable place: – Menschen sind mir nichts, nirgends«. ¹⁸ Im Januar 1838 schrieb er Labes: »Auch ist für die Frankfurter Frankfurt die Welt, was draußen liegt ist aus der Welt. Es ist eine kleine, steife, innerlich rohe, Municipal-aufgeblasene, bauernstolze Abderiten-Nation, der ich mich nicht gern nähere. Ich lebe als Einsiedler und ganz allein meiner Wissenschaft.«¹⁹

Schopenhauer bewohnte am Main, an der Schönen Aussicht, unweit der Stadtbibliothek, seit 1843 in einem stattlichen Haus (zuerst in Nr. 17, später in Nr. 16) eine geräumige Wohnung mit einem Bibliothekszimmer »mit annähernd vierzehnhundert Werken« oder 3000 Bänden.²⁰

In seinen »Notizen über mein Leben« schrieb der Philosoph 1851: »Als 1831 die Cholera zum ersten Mal nach Deutschland kam, gieng ich ihr vorläufig bis hieher, nach Frankfurt, aus dem Wege. Da dieser Ort verschont blieb und ich fand, daß Klima und die Bequemlichkeit desselben mir besonders zusagten, bin ich hier geblieben, wo ich nun schon 21 Jahre als privatisirender Fremder lebe. Im J. 1836 habe ich hier meine kleine Schrift ›über den Willen in der Natur‹ erscheinen lassen, auf welche ich einen ganz besonderen Werth lege, weil in ihr der eigentliche Kern meiner Metaphysik gründlicher und deutlicher dargelegt ist, als irgendwo. Bald darauf beantwortete ich 2 moralische Preisfragen, eine der Norwegischen und eine der Dänischen Societät der Wissenschaften. Nur die erstere ist gekrönt worden und beide zusammen sind 1841 hier erschienen, u.d.T. ›die beiden Grundprobleme der Ethik‹. – Endlich habe ich im J. 1844 mein Hauptwerk in 2ter Auflage erscheinen lassen; um das Doppelte vermehrt und in 2 Bänden. – Ich habe das Glück gehabt, mein Leben in völliger Unabhängigkeit und im unbeschränkten Genuß meiner Zeit und Kräfte zuzubringen, wie es zu den vielseitigen Studien und zu der Elasticität und Freiheit des Geistes, welche meine Werke erforderten, nöthig war.«²¹

DIE SCHOPENHAUERS IN DER SCHWEIZ

Die Schopenhauers trafen am 11. Mai 1804 von Lyon kommend in Genf ein und begaben sich vom 14. bis 18. Mai auf eine »Reise nach dem Thal« von Chamonix.²² Von St-Martin bei Sallanches aus glaubte Schopenhauer den Mont Blanc »ganz nahe zu sehn«: »Wir waren grade zur rechten Zeit gekommen um die Sonne darauf untergehn zu sehn. Die untern Spitzen waren von Wolcken umflogen, aber der Gipfel war unbewölckt: nachdem im Thal die Sonne schon verschwunden war, wurde der Berg nach u. nach roth, u. immer röther, Rosenfarb, Orange, u. erblaßte dann schnell: u. nachdem es schon finster war, sahen wir noch lange den weißen Schimmer der entsetzlichen Schneemasse.«²³

Der Anblick des Mont Blanc beeindruckt den jungen Schopenhauer so sehr, dass er später in seinem Hauptwerk darüber schreiben wird: »Die selbe falsch angewandte Schätzung nach der Luftperspektive läßt uns sehr hohe Berge, deren uns allein sichtbarer Gipfel in reiner durchsichtiger Luft liegt, für näher als sie sind, zum Nachtheil ihrer Höhe, halten, z. B. den Montblanc von Salenche aus gesehn.«²⁴ Und: »Die so häufig bemerkte trübe Stimmung hochbegabter Geister hat ihr Sinnbild am Montblanc, dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh Morgens, der Wolken-schleier reißt und nun der Berg vom Sonnenlichte roth, aus seiner Himmelshöhe über den Wolken, auf Chamouni herabsieht; dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht.«²⁵

Die Reise ging dann am 20. Mai weiter, von Genf über Lausanne, Avenches nach Bern, wo am 24. Mai im Theater die »Zauberflöte« gegeben wurde: »Die Vorstellung war in jeder Hinsicht erbärmlich, das spashafteste dabey war daß die Schauspieler fast alle in dem harten unleidlichen Schweizer-Accent sprachen, was eine ganz eigne Wirkung machte.«²⁶

Von Bern aus wurde ein Ausflug nach Thun, Interlaken und Lauterbrunnen zum Staubbachfall unternommen, und Ende Mai 1804 fuhr die Familie von Bern nach Burgdorf, wo sie die Schule von Heinrich Pestalozzi (1746–1827) besuchte, »über dessen neuer Erziehungs-Methode so viel gesagt u. geschrieben ist.«²⁷ Über diesen Besuch im »Institut des berühmten Pestaluzzi« notierte Schopenhauer in seinem Tagebuch: »Das Institut nimmt das alte ehemalige Schloß des Amtmanns ein, welches auf einer Anhöhe liegt, u. aus dessen Fenstern man eine Aussicht hat, die es allein der Mühe werth machen würde hinaufzugehn. Wir fanden den Herrn Pestaluzzi nicht zu Hause, aber die untern Lehrer waren sehr bereit uns einen kleinen Begriff von der Methode des Unterrichts zu geben.«²⁸ Man blieb etwa eine Stunde im Schloss, liess sich eine »Probe des Unterrichts« geben und kehrte dann wieder nach Burgdorf zurück: »Kaum waren wir wieder zu Hause, als wir schon einen Besuch von Hrn. Pestaluzzi erhielten, der mittlerweile zu Hause gekommen, von unserer Visite bey ihm gehört u. uns gleich nachgeeilt war. Hr. Pestaluzzi scheint schon sehr alt, hat aber demohngeachtet einen außerordentlichen Grad von Lebhaftigkeit. Sonderbar ist es daß er sich so wenig auszudrücken weiß: er spricht deutsch

u. französisch beydes gleich schlecht, stottert oft, u. weiß seine Worte nicht zu finden. Auch in seinem Institut sprechen Lehrer u. Schüler das schlechte Schweizer Deutsch. Er sagte uns er wähle seine Lehrer nie unter den Gelehrten, weil diese nach ihren eigenen Grundsätzen arbeiten u. seine Methode nicht befolgen würden: er nimmt im Gegentheil lieber Leute aus den niedrern Volcksklassen, von gesundem Menschenverstande u. ohne Vorurtheile.«²⁹

Auch der Besuch in Pestalozzis Erziehungsanstalt blieb Schopenhauer in Erinnerung; er schrieb in »Die Welt als Wille und Vorstellung«: »Nun aber ist das einfache Zählen schon ein Multipliciren mit Eins, weshalb auch in Pestalozzi's Lehranstalt die Kinder stets so multipliciren mußten: ›2 Mal 2 ist 4 Mal Eins.«³⁰ Und in den »Parerga und Paralipomena«, den kleinen philosophischen Schriften, heisst es, unser moralischer Wert komme, wie der intellektuelle nicht von aussen in uns, sondern gehe aus der Tiefe unseres eigenen Wesens hervor, »und können keine Pestalozzische Erziehungskünste aus einem geborenen Tropf einen denkenden Menschen bilden: nie! er ist als Tropf geboren und muß als Tropf sterben.«³¹

In Burgdorf machte sich Schopenhauer seine Gedanken über die Schweizer: »Man pflegt sich von den Schweizer Bauern gewöhnlich eine äußerst vorteilhafte Vorstellung zu machen. Sie sind freylich im ganzen gutmüthig, aber dabei oft grob, u. bey dergleichen Jahrmarcktsgelegenheiten auf eine plumpe Art ausgelassen: eine auffallende Langsamkeit zeichnet alle Schweizer aus.«³² Er hatte sich schon in Lauterbrunnen über die dortigen Bauernkinder geärgert: »Etwas was den Fremden der nach Lauterbrunn kommt um die erhabensten Schönheiten der Natur zu betrachten, auf eine höchst unangenehme u. ärgerliche Art unterbricht, sind die Bauerkinder die ihn bettelnd umringen u. unablässig verfolgen.«³³

Die offensichtlich beschwerliche Reise führte dann dem Sempachersee entlang nach Luzern: »Die größte Unannehmlichkeit des Reisens in der Schweiz ist ohne Zweifel der Mangel an Posten. Man miethet Fuhrmanns-Pferde tageweis, welche, da man sie auch für die Tage der Rückreise zu dem Ort von dem man sie genommen hat, bezahlt, theurer sind als die Post. Man färbt dabey unausstehlich langsam, äußerst selten anders als im Schritt. Um Mittag muß man zwey bis drey Stunden still liegen, u. rückt so schneckenartig von der Stelle: Reisen, die man mit der Post so leicht in Einem Tage machen könnte, legt man mit den Fuhrleuten in zwey zurück, deren Interesse es überdem ist, langsam zu fahren, da sie Tageweis bezahlt sind. Auch ist man von diesen Menschen auf eine ärgerliche Art abhängig, da sie ihren Preis, für den keine Taxe ist, die Zeit der Abreise, des Aufenthalts usw. nach Belieben bestimmen. Dabey sind diese Fuhrleute durchgängig die grössten Menschen, die es in der Schweiz giebt, was viel sagen will. Man hat schon öftere Versuche gemacht in der Schweiz Posten einzuführen, allein sie haben nicht bestehen können: der Grund davon soll seyn daß keine Reisestraße durch die Schweiz geht, u. daß keine andre Reisenden hinkommen als die welche grade nach der Schweiz wollen. Ich glaube aber daß auch wohl die Gewohnheit der Schweizer auf diese Langsame Art mit

den Fuhrleuten zu reisen, dazu beyträgt, u. sie sich der Posten nicht bedienen. [...] Es ist unbegreiflich wie man auf eine so ermüdende u. langweilige Art reisen kann wenn eine Post vorhanden ist. Aber die Langsamkeit ist das Element der Schweizer.«³⁴

Von Alpnach aus bestieg Schopenhauer mit einem Führer am Sonntag, dem 3. Juni 1804, den Pilatus, eine Bergtour auf welcher er »funfzehn Stunden auf den Beinen gewesen war«.³⁵ Der Pilatus sei, schrieb er, »nach Ebels Angabe, 5 586 Fuß über die Meeresfläche erhaben«.³⁶ Diese Angabe könnte belegen, dass sich Schopenhauer anhand einer Schrift Johann Gottfried Ebels (1764–1830) auf diese Reise vorbereitete: »Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen.«³⁷

DER RHEINFALL

Von Luzern aus ging es am 4. Juni weiter nach Zürich und nach einem Aufenthalt von nur zwei Tagen, am 7. Juni, an den Rheinfall: »Gegen sechs Uhr gelangten wir in die Nähe des Rheinfalls, wo wir ausstiegen um bis dorthin zu gehn. Wir waren noch eine kleine halbe Stunde davon entfernt, u. schon hörten wir das dumpfe Brausen, was immer stärker wurde bis wir am Ufer standen u. den großen Wasserfall vor uns hatten: u. mit Erstaunen sahen wir die brüllenden Gewässer als Wolcken von Schaum mit tobender Wuth herabstürzen, und dann wieder hoch in die Luft sprüzen, daß von dem bloßen Staub der in dem Kampf verlohren geht, sich ringsumher ein ewiger Regen verbreitet. Es hatte eben geregnet, demungeachtet kam die Sonne grade hervor als wir zum Rheinfall gelangten, u. mahlte über dem Schaum einen schönen Regenbogen.

Der Rheinfall ist nur siebenzig Fuß hoch, u. wird also in Hinsicht der Höhe von vielen Wasserfällen in der Schweiz übertroffen: aber seine ungeheure Wassermasse zeichnet ihn vor allen aus. Der Rhein ist hier gar nicht mehr unbeträchtlich. Er hat in der Breite drey Abtheilungen, zwischen denen mosige Felsen hervorragen, durch welche sich das Wasser mit schrecklichem Ungestühm drängt. Zur linken liegt eine Mühle, u. zur rechten auf einem schroff herabhängenden Felsen das Schloß Laufen, im Hintergrund erheben sich schöne bewachsene Anhöhen. Der Rhein macht gleich hinter dem Fall eine Biegung, u. es ist ein gar seltsamer Kontrast, dasselbe Wasser was kurz vorher so schrecklich tobte, jetzt so ruhig u. ungetrüb den alten Gang der Natur fortgehn zu sehn. Bey der Mühle ist ein Stein im Wasser über dem Fall; von wo aus man den Rhein, vor dem Falle, kommen sieht: er ist hier nicht so ruhig wie unten. Ein Schiffer ist Ein Mal bey dieser Stelle eingeschlafen u. den ganzen Fall, was unmöglich scheint, unverletzt hinab gestürzt. (Oft fallen die großen Rhein-Lachse, vom Strom fortgerissen, hier herab.) Der Müller der hier wohnt muß, denck ich, durch das fortwährende Getöse taub u. halb toll werden, man kann sich hier nur durch das lauteste Schreien verständlich machen. Dieses Ufer ist nicht das vorteilhafteste um den Rhein zu sehn: es wurde also beschlossen Morgen früh nach dem Schloß Laufen zu fahren, u. ihn von dort anzuschauen.

Nach einer Stunde waren wir in Schafhausen, wo wir etwas herumgingen, aber nichts wie eine kleine schlechtgebaute Stadt sahen, in der ein jedes Haus ein Schild führt.

FREYTAG. D. 8. JUNY.

Schon früh fuhren wir heute nach dem Schlosse Laufen, um den prachtvollen Anblick des Rheinfalls von der andern Seite zu sehn. Wir ließen uns über den Rhein setzen. Auf dem Wege jenseits hatten wir fortwährend eine äußerst schöne Aussicht auf die Gegend um Schafhausen. Nach einer kleinen Stunde waren wir in Laufen, wo wir sogleich nach einem kleinen runden Pavillon giengen der am äußersten Rande des schroffen Abhangs steht, bey welchem der Rhein dicht vorbeystürzt. Von hier ist der Anblick des Rheinfalls noch viel größer u. erhabener wie unten: man hat jetzt das große Schauspiel dicht vor Augen u. übersieht es ganz. Man kann es nicht besser beschreiben wie mit Schillers Worten im Taucher, die ich hier angeschrieben fand:

»Und es sprudelt u. siedet u. heulet u. zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt:
Bis zum Himmel sprüzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen u. leeren,
Als wollt das Meer noch ein Meer gebären.«

[Friedrich von Schiller: Der Taucher

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt,
Und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.]

Nie habe ich eine Inschrift an der Wand so am rechten Plaz gesehn wie diese; nur hier wenn man das tobende Element vor Augen hat faßt man des Dichters Worte ganz. Aber unsrer wartete noch ein größerer, der Phantasie völlig unerreichbarer Anblick. Ganz unten, am Fuß des Rheinfalls, ist eine Art kleiner Brücke herausgebaut: hier ist man so nah am Rheinfall wie es nur irgend möglich ist: der feine Staubregen ist hier so starck daß ich in ein Paar Minuten durchnäßt war, u. das Wasser stürzt so nahe vorbei daß mir bisweilen die Luft davon vergieng. Der Anblick des Rheinfalls von dieser Stelle macht einen großen wunderbaren Eindruck auf jeden der zum ersten Mal hier steht, u. das fürchterlich erhabene Schauspiel sieht; nur mit einer gewissen Furcht staunt man die gewaltsamen Kräfte der Natur an: es brüllt u. donnert als giengen Welten unter, u. die ungeheure sich immer erneuernde Wassermasse, die hoch durch die Luft herabstürzt,

scheint den vernichten zu wollen, der unten auf der bebenden Brücke steht. Gewiß ist dieser Anblick einer der erhabensten, den man sehn kann.

AM BODENSEE

Wir führen wieder nach Schafhausen zurück, wo wir uns nicht länger aufhielten, u. unsern Weg nach Constanz fortsetzten. Wir durchfuhren eine größtentheils flache Gegend: oft sahen wir den Rhein, mit seinen schönen angebauten Ufern, auf denen häufige Dörfer, Städtchen, u. große, alte u. neue Klöster liegen. Bald erreichten wir den herrlichen Bodensee, dessen Gestade, besonders anfangs, einen unbeschreiblich schönen Anblick gewähren. Um sechs Uhr waren wir in Konstanz.

Die Stadt ist klein u. schlechtgebaut. Die Cathedral-Kirche ist ein großes gothisches Gebäude, mit einer Menge sonderbar verzierter Altäre: die Kanzel darin wird von einer alten Statüe von Huß getragen.

Längst dem See geht hier ein Damm, von dem man eine ganz besonders reizende Aussicht auf die angebauten Ufer hat, ganz jenseits sieht man ferne Berge, die sich im Strahl der untergehenden Sonne, besonders schön ausnahmen.

SONNABEND. D. 9. JUNY.

Jetzt haben wir die Schweiz verlassen, ihre Bergspitzen schimmern uns nur noch von weitem, u. erinnern an die Herrlichkeiten die sie umschließen: wir lassen den göttlichen Tempel der Natur hinter uns, u. vor uns eröffnet sich, in unabsehbaren Flächen, das Land der Schwaben. Aber mit vieler Freude sah ich heute als wir ausfuhren, statt des verhaßten langsamen Schweizerfuhrmanns, einen ordentlichen Postillion auf dem Pferde, u. noch dazu mit einem Posthorn, was mir seit einem Jahr nicht zu Gesicht gekommen war, u. dessen heymischer Klang das Vaterland verkündigte. Wir nahmen unsern Weg über die Insel Meynau, die wir, nachdem wir eine Stunde gefahren waren, reizend u. schön Mitten in dem weiten See vor uns liegen sahen. Vom festen Lande auf die Insel geht eine gewaltig lange, aber dafür kaum drey Fuß breite, Brücke, über welche man geht wenn man nicht schwindlich ist, sonst läßt man sich übersetzen. Die Insel Meynau, ist ein Besitzthum der Maltheser-Ritter, welche hier einen Kommenthur haben, der auf dem Schlosse wohnt. Auf der Insel wächst sehr viel Wein; außer dem Schloß stehn hier nur noch ein Paar Bauerhäuser, da die Insel sehr klein ist. Das schlechte Wetter verfolgte uns auch hier, kaum waren wir über die Brücke, als es anfieng zu regnen. Wir durchgiengen den altmodischen steifen Garten, u. giengen dann ins Schloß, welches sehr groß, ein wenig alt aber doch in gutem Stande ist. Es waren jetzt grade viele Ritter in Geschäften hier, weswegen uns nichts als der große hohe Speisesaal gezeigt werden konnte. Die herrliche Aussicht die man aus seinen Fenstern hat, dehnt sich weit über den See, u. seine schönen Ufer ringsum: aber der Regen verbarg uns viel davon.

Nachdem wir die Insel verlassen hatten fuhren wir noch immer längst dem Bodensee, bis wir ihn endlich durchkreuzten: wir hatten eine Fahrt von einer kleinen Stunde, u. unterwegs immer die Aussicht auf die ungemein schönen Ufer: der See war vom Sturm heftig bewegt, u. schlug gewaltige Wellen: u. als wir in Mörsburg landeten, wurde der Sturm außerordentlich starck.

Wir fuhren Nachmittag wieder von Mörsburg ab. Wir kamen durch eine ungemein schöne Gegend, die überall herrliche bewachsene Anhöhen, viele Wälder zwischen denen sich herrliche Wiesen erstrecken, u. in der Ferne schneegeaderte Berge, zeigte. – Die Nacht brachten wir in Ravensburg zu.

NACH MÜNCHEN

SONNTAG. D. 10. JUNY.

Wir fuhren heute bis Memmingen. Die Gegend fanden wir noch überall wie die welche wir gestern durchstrichen: besonders reizend sind die Ufer der Iller. Memmingen ist ein großer ordentlich gebauter Ort.

MONTAG. D. 11. JUNY.

Man hört hier nichts wie das harte schwaben Deutsch: aber doch war es mir Wohl laut gegen die abscheuliche Sprache der Schweizer, der wir jetzt entflohen waren. Wir fuhren heute auf unabsehbaren Flächen, die nur durch die großen Wälder begränzt waren, durch welche oft unser Weg gieng. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, wir fanden viel Hayde. Man sieht hier keinen Wein mehr.

Diesen Nachmittag um sechs Uhr, kamen wir bey starkem Regen in Augsburg an.

D. 12. U. 13. JUNY.

Wir haben zwey Tage in Augsburg, mit vieler Langerweile, zugebracht. Es regnete beyde Tage unaufhörlich, doch verlohren wir glaub ich nicht viel dabey, ich habe von Augsburg doch genug gehabt. Das alte, das reichsstädtische, das Schwäbische Wesen, welches aus allem in dieser Stadt athmet, verleidet gewiß jedem Fremden den Aufenthalt. Die Häuser sind alle im ältesten Geschmack gebaut, mit hohen spitzen Giebeln, u. dazu größtentheils von oben bis unten mit biblischen Geschichten bemahlt, denn man ist hier wie überall in Schwaben so katholisch wie möglich, die bemahlten Häuser habe ich auch vorher in allen Städtchen u. Dörfern dieser Gegend gesehn, wo man auf jedem Hause Märtyrer aller Art sehn kann, auf dem Spieß, auf dem Rost, mit Pfeilen gespickt, in Öhl gesotten, u.s.w. nach gusto. Das einzige hübsche was ich in Augsburg gesehn habe, sind schöne bronzerne Figuren, welche auf allen Brunnen, öffentlichen Gebäuden, u.s.w. angebracht sind. Das Rathaus u. das Zeughaus sind ziemlich hübsch. – Aber nichts ist langweiliger wie die todte Leere der Straßen, nirgends habe ich weniger

Menschen gesehn, u. weniger Lerm gehört wie in Augsburg: es ist als käme man in eine der verwünschten Städte, des Tausend u. Eine Nacht, wo die Einwohner versteinert sind: besonders in der Mittagsstunde zwischen zwölf u. halb zwey kann man ohne Einen Menschen zu begegnen durch die Hauptstraßen gehn: auch ist in dieser Stunde durchaus in keinem Laden etwas zu haben. Um acht ist die ganze Stadt zu Bette.

Von der Gesellschaft in Augsburg, haben wir zweyer Adreß Briefe ungeachtet, nichts gesehn.

DONNERSTAG. D. 14. JUNY

Auch heute als wir abreisten dauerte der Regen wie in den letzten Tagen fort. – Aus Schwaben traten wir jetzt in Baiern u. sahen auch hier nichts wie unabsehbare Ebenen, zur Hälfte mit Wald bedeckt, in dem wir hin u. wieder Wild bemerkten.

Die Pelzmützen sind auffallend, welche man hier auch bey den Weibern, ohne Ausnahme findet.

Wir begegneten die Churfürstinn, die zum Besuch nach Karlsruhe gieng.
Gegen Abend erreichten wir München.«³⁸

NACH ÖSTERREICH

Der Aufenthalt in München mit einem Ausflug nach Nymphenburg dauerte vom 14. bis 18. Juni. Über Ampfing reisten die Schopenhauers dann nach der österreichischen Grenzfestung Braunau, wo sie Bayern verliessen: »Es geht hier eine lange hölzerne Brücke über die Salza; auf derselben steht an dieser Seite der letzte bairische Soldat, bey seinem weiß u. blauen Schlagbaum, am andern Ende steht ein andrer Schlagbaum der die häßliche finstre Farbe Östereichs, schwarz u. gelb, trägt.

Wir ließen das Land der ehrlichen Baiern hinter uns u. fuhren durch den häßlichen Schlagbaum durch, nicht ahnend das Unheil, was uns jenseits von der *chicaneusesten*, aller *chicaneusen* Polizeien, u. der *impertinensten* aller *impertinenten* Accisen bevorstand. Ein halb Duzt Diener der Kanzeley u. Polizey buchstabirten, sobald wir angekommen waren, mit der *skrupulösesten* u. *wichtigsten* Mine von der Welt an unserm Paß: u. es ward befunden daß derselbe von keinem österreichischen Gesandten *visirt*, folglich ungültig sey: denn in Österreich haben die Zeugnisse fremder Regierungen keinen Credit, der Paß der überall gut gewesen war, der in Ländern *gegolten* hatte wo des Krieges u. der schwankenden Regierungen wegen die Vorsicht in dem Stück *nothwendiger* ist, wie in dem unbedeutenden, verarmten u. *ausgesogenen* Österreich, dessen Regierung dem Himmel dancken sollte, wenn ein Fremder sein Geld dort *verzehren* kommt, – der Paß war hier nicht gut: ich gieng sogleich zum Polizey-Commissär, wir *bataillirten* eine Stunde mit ihm, nichts wollte helfen. Es war kein Ausweg als entweder *umzukehren*, was wir vor vier Jahren ein Mal unter ähnlichen Umständen *gethan* hatten, od. eine *Estaffette*

um einen Paß nach Wien zu schicken, u. uns zu entschließen 6 Tage in Braunau zuzubringen: das letztere ward beschlossen: die Estaffette mußte sogleich aufsitzen, u. wir waffneten uns mit Geduld.

Wir bezogen ein Wirthshaus in Braunau, was noch besser war als es sich erwarten ließ, wenn man nicht bedächte daß die zlöbliche Kanzeley ihm öftern Zuspruch verschafft. – Wir haben eine volle Woche in Braunau zugebracht, u. während derselben manche Anfechtungen von Langerweile u. österreichischer Polizey gehabt.

Nachdem sogleich bey unserer Ankunft die Maut den Wagen u. alle unsere Koffer durchgewühlt, u. mit unermüdetem Eifer dem Duft eines halben Pfundes Toback nachgegangen war; wurde unser Wagen in Beschlag genommen, mit der Anzeige daß er nicht anders wie unter Vorzeigung eines österreichischen Passes herausgegeben werden würde.

Am Morgen nach unserer Ankunft wollte ich spazieren gehn: ich wurde aber am Thor angehalten, gefragt wer ich sey, wo ich hinwollte, wo ich herkäme, ob ich einen Paß habe, u. dgl. österr. Fragen mehr: ich sagte endlich, wenn man so examinirt würde um zum Thor hinaus zu gehen, wollte ich drinnen bleiben: doch darauf wurde ich als eine verdächtige Person zu dem mir schon bekannten Polizey-Commissair gebracht. Diesem erzählte ich mit vielem Eifer meine Geschichte, u. sagte ihm daß entweder kein Mensch ohne Paß aus dem Thor gelassen werden müßte, od. man könnte auch mich meines fremden Ansehns wegen nicht anhalten, denn es könnte die Pflicht der Wache nicht seyn alle Einwohner zu kennen, u. die Fremden zu unterscheiden: dennoch ward dem Thorschreiber nicht unrecht gegeben. Der Polizey-Commissair schrieb mir aber einen Paß um die Thore zu passiren.

Mit dem Herrn Polizey-Commissair habe ich mich fast täglich zu zanken gehabt, dies u. häufige Spaziergänge waren mein einziger Zeitvertreib, u. Verdauungsmittel.«³⁹

Am 25. Juni reiste die Familie Schopenhauer von Braunau ab und über Linz erreichte sie am 27. Juni Wien. Den gut dreiwöchigen Aufenthalt in Wien mit Ausflügen nach Schönbrunn, Pressburg usw. hat Schopenhauer ausführlich beschrieben, und beispielsweise auch wieder Notizen über die Sprache gemacht: »Die Wiener Sprache ist für sehr unrein bekannt, u. mit Recht. Den gemeinen Mann zu verstehn ist für einen Fremden unmöglich, auch Leute von Stande reden selten reines deutsch, doch dafür geläufig französisch. Gewisse National-Ausdrücke muß man durchaus verstehn lernen. Besonders die Benennungen der Speisen: Fasolen, geboch'ne Hendel etc. etc.«⁴⁰

Bevor Schopenhauer von Wien abreiste, mokierte er sich noch über die vielen Türken in der Kaiserstadt: »Ein auffallender Anblick in Wien ist die Menge Türcken, die man hier sieht: sie sind hier fast eben so häufig wie in Marseille: doch sind es größtentheils Armenier, u. von denen in Marseille die zum Theil Marokaner sind, in der Kleidung sehr verschieden. In allen Kaffeehäusern u. öffentlichen Orten findet man hier Polster für sie hingelegt.«⁴¹

NACH HAUSE

Am Sonntag, dem 22. Juli 1804, fuhren die Schopenhauers »von Wien auf dem Wege nach Schlesien«, und über Znaim, Königsgrätz, Breslau, Görlitz, Bautzen ging es nach Dresden und schliesslich nach Berlin, wo sie am 25. August 1804 ankamen. Mit diesem Datum enden die »Reisetagebücher aus den Jahren 1803–1804«. ⁴²

SCHOPENHAUER UND DIE SCHWEIZ

Was der junge Arthur Schopenhauer mit seinen Eltern unternehmen konnte, war eine Art Bildungsreise. Teil seiner »Bildung« war auch das Reisetagebuch, das er vermutlich auf Befehl seiner Eltern führen musste. Als er dann zehn Jahre später seine Doktorarbeit »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« schrieb, erinnerte er sich wieder an die Reise durch die Schweiz: »Denn der Philosoph wird stets die Helle und Deutlichkeit suchen, er wird sich bestreben, nicht einem trüben reissenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweitzer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht.« ⁴³

Im Mai 1822 schaffte sich Schopenhauer »schwere Alpenschuhe an«, machte sein Testament und verliess Berlin. ⁴⁴ Über Leipzig und Nürnberg reiste er nach Stuttgart und dann weiter über Tübingen nach Schaffhausen, wo er seine »lange und schöne Schweizerreise« begann, die dann »herrliche Erinnerungen« zurückliess. ⁴⁵ Damals begann er sein Manuskriptbuch »Brieftasche«, in welches er 1822 vielleicht in Schaffhausen notierte: »Die Schweiz ist wie ein Genie, schön und erhaben, aber nicht produktiv an wahrhafter Frucht. – Dagegen sind Pommern und das holsteinische Marschland überaus fruchtbar und nahrhaft aber platt und langweilig wie nützliche Philister.« ⁴⁶ Schopenhauer reiste dann weiter nach Zürich und unternahm am 11. Juli 1822 »eine Bergbesteigung auf den Rigi-Kulm«, wo er sich ins Gästebuch eintrug: »Arthur Schopenhauer; geführt von Jakob Schneider aus Zürich, d. 11ten Julj 1822.« Von Luzern aus ging die Reise über Bern nach Vevey, wo er in die »Brieftasche« folgendes schrieb: »Es giebt auf der Erde schöne Landschaften aber die Staffage taugt nirgends viel: daher man sich nicht dabey aufhalten muß.« ⁴⁷ Schopenhauer besuchte dann noch einmal Chamonix, und am 17. August 1822 kam er in Mailand an. ⁴⁸

Am 28. August 1855 besuchte der Neukantianer Carl Hebler (1821–1898), Privatdozent der Philosophie an der Universität Bern, Schopenhauer in Frankfurt. Während eines langen Gesprächs kamen die beiden Philosophen auch auf die Schweiz zu sprechen; Schopenhauer meinte, »sie sei wie zurecht gelegt zum Tranchiren, wegen der Verschiedenheit ihrer Nationalitäten; nur ihre Armuth schütze sie und daneben die Absicht, ein republikanisches Warnungsbeispiel zu conserviren«. ⁴⁹ Seinem Freund Julius Frauenstädt (1813–1879) empfahl Schopenhauer 1856, sich an der Universität Zürich um einen Lehr-

stuhl für Philosophie zu bewerben, und er lobte in seinem Brief vom 28. März die Stadt: »Zürich ist ein Sammelplatz aller heterodoxen Lehrer, Moleschott u.s.w. Sie haben nun Zeit, sich die Sache vorläufig zu überlegen. Zürich hat nur 200 Studenten. Sehr brilliant wird wohl die Besoldung nicht seyn: aber doch eine feste und ehrenvolle Anstellung, dabei schöner Aufenthalt, Schweiz, See, Alpen in der Nähe, Schweizer Athen, meine Gemeinde, viele Gelehrte, Künstler, ein ander Leben, als in dem gräulichen, magern Berlin und seiner Verruchtheit.«⁵⁰

Schopenhauers erster Biograph Wilhelm von Gwinner (1827–1919) schrieb in »Schopenhauers Leben«, dem verwöhnten Touristen habe auf seiner Reise 1804 durch die Schweiz »außer der Natur« alles missfallen, und im Zusammenhang mit dem Eintrag in der »Brieftasche« über die schönen Landschaften erwähnte er eine Briefstelle von George Gordon Noel Lord Byron (1788–1824) an seinen Freund, den irischen Dichter Thomas Moore (1779–1852): »Switzerland is a curst, selfish swinish country of brutes, placed in the most romantic region of the world.« Dazu schrieb Gwinner 1910 den für uns Schweizer tröstlichen Satz: »Dieselbe Schweiz, die jetzt der besteingerichtete Gasthof der Welt ist, in dem sich alle Nationen begegnen.«⁵¹

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, Oberhofstettenstr. 26, CH-9012 St. Gallen

ABGEKÜRZT ZITIERTE WERKE

Arthur Schopenhauers sämtliche Werke, hg. von Paul Deussen, München 1911ff.

- Erster Band D,1 = Die Welt als Wille und Vorstellung, Erster Band, München 1911, 1924.
 Zweiter Band D,2 = Die Welt als Wille und Vorstellung, Zweiter Band, München 1911.
 Dritter Band D,3 = Der Satz vom Grunde, Über den Willen in der Natur, Die beiden Grundprobleme der Ethik, München 1912.
 Vierter Band D,4 = Parerga und Paralipomena, Kleine philosophische Schriften, Erster Band, München 1913.
 Fünfter Band D,5 = Parerga und Paralipomena, Kleine philosophische Schriften, Zweiter Band, München 1913.
 Sechster Band D,6 = Ueber das Sehn der Farben, Theoria colorum physiologica, Balthazar Gracian's Hand-Orakel, Ueber das Interessante, Eristische Dialektik, Ueber die Verhunnung der deutschen Sprache, hg. von Franz Mockrauer, München 1923.
 Neunter Band D,9 = Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß, Philosophische Vorlesungen, Erste Hälfte: Theorie des Erkennens, Im Auftrage und unter Mitwirkung von Paul Deussen zum ersten Mal vollständig hg. von Franz Mockrauer, München 1913.
- Arthur Schopenhauer, Der handschriftliche Nachlaß, hg. von Arthur Hübscher, Frankfurt am Main 1966–1975.
 Erster Band HN I = Frühe Manuskripte (1804–1818).
 Zweiter Band HN II = Kritische Auseinandersetzungen (1809–1818).
 Dritter Band HN III = Berliner Manuskripte (1818–1830).
 Reisetagebücher = Schopenhauer, Arthur: Die Reisetagebücher, Zürich 1988.
 GBr (1978) = Arthur Schopenhauer, Gesammelte Briefe, hg. von Arthur Hübscher, Bonn 1978.
 Die Schopenhauers = Die Schopenhauers, Der Familien-Briefwechsel von Adele, Arthur, Heinrich Floris und Johanna Schopenhauer, hg. und eingel. von Ludger Lütkehaus, Zürich 1991.

ANMERKUNGEN

- 1 Die Schopenhauers, S. 49.
- 2 Die Schopenhauers, S. 55–56, 61.
Vgl. Reisetagebücher.
- 3 GBr (1978), S. 47–55, 652.
- 4 GBr (1978), S. 653.
- 5 HN I, S. 326, 338–339.
HN II, S. XIX–XX.
- 6 HN II, S. VII–XXX, 1–247: Die Vorlesungshefte von 1809–1813; S. 249–426: Studienhefte 1811–1818.
- 7 GBr (1978), S. 654–655.
- 8 D, 6, S. 125.
- 9 GBr (1978), S. 655.
- 10 GBr (1978), S. 655–656.
- 11 GBr (1978), S. 647.
D, 9, S. V–XXXII, 5–24.
- 12 D, 9, S. IX–XIV.
- 13 GBr (1978), S. 91–92.
- 14 GBr (1978), S. 87–88.
- 15 GBr (1978), S. 92.
- 16 GBr (1978), S. 131–132, 522.
D, 9, S. XII–XIII.
- 17 GBr (1978), S. 142.
- 18 GBr (1978), S. 152.
- 19 GBr (1978), S. 175.
- 20 Die Schopenhauer-Welt, Ausstellung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin und der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main zu Arthur Schopenhauers 200. Geburtstag, Frankfurt am Main 1988, S. 108–110.
HÜBSCHER, Angelika: Arthur Schopenhauer, Leben und Werk in Texten und Bildern, Frankfurt am Main 1989 (insel taschenbuch 1059), S. 266.
- 21 GBr (1978), S. 263.
- 22 Reisetagebücher, S. 156.
- 23 Ebenda, S. 157–158.
- 24 D, 1, S. 29.
- 25 D, 2, S. 437.
- 26 Reisetagebücher, S. 176.
- 27 Ebenda, S. 187.
- 28 Ebenda, S. 187.
- 29 Ebenda, S. 189.
- 30 D, 2, S. 40.
- 31 D, 4, S. 529.
- 32 Reisetagebücher, S. 189.
- 33 Ebenda, S. 184.
- 34 Ebenda, S. 189–190.
- 35 Ebenda, S. 200.
- 36 Ebenda, S. 198.
Pilatus 2129 (2118) m. ü. M.
- 37 Ebel schrieb diese Anleitung 1793; 1804/05 erschien eine zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Vgl. beispielsweise in EBEL, J.G.: Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen, Zürich 1805, Dritter Theil, S. 299–302: die Sage vom gewittererregenden Bergsee (ehemaliger Pilatussee, heute Oberalp) und von Pontius Pilatus sowie über »die sonderbare Bildsäule, Dominik genannt«; dazu Reisetagebücher, S. 199–200.
Vgl. dazu FAESSLER, Peter: Johann Gottfried Ebel als Reiseliterat, Neues Licht auf Schillers und Hölderlins Bild von der Schweiz, St. Gallen 1983.
- 38 Reisetagebücher, S. 203–208.
- 39 Ebenda, S. 215–217.
- 40 Ebenda, S. 218–241, S. 241.
- 41 Ebenda, S. 241.
- 42 Ebenda, S. 257.
- 43 D, 3, S. 6.
Vgl. dazu DIKENMANN, Rudolf: Schopenhauer und die Schweiz, in: Schopenhauer-Jahrbuch, Frankfurt am Main 1965, 46. Band, S. 3.
- 44 GWINNER, Wilhelm: Schopenhauers Leben, Leipzig 1878, S. 295.
- 45 SCHOPENHAUER, Arthur: Sämtliche Werke, hg. von Arthur Hübscher, Wiesbaden 1972, Erster Band, S. 94–95.
GBr (1978), S. 87.
- 46 HN III, S. 147.
D, 5, S. 711.
- 47 HN III, S. 148.
- 48 DIKENMANN: Schopenhauer und die Schweiz, S. 3–4.
- 49 Arthur Schopenhauer, Gespräche, hg. von Arthur Hübscher, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971, S. 212.
- 50 GBr (1978), S. 390.
Heterodox: andersgläubig, von der herrschenden Lehre abweichend.
Jakob Moleschott (1822–1893): Arzt, seit 1856 Professor der Physiologie in Zürich.
- 51 GWINNER, Wilhelm von: Schopenhauers Leben, Leipzig 1910, S. 24.